

Die Sozialdemokratie und die Große Koalition

Klaus Schönhoven: Wendejahre. Die Sozialdemokratie in der Zeit der Großen Koalition 1966–1969. Die deutsche Sozialdemokratie, Bd. 2, hrsg. von Dieter Dowe, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 2004, 734 Seiten, 58,00 €.

Der Mannheimer Zeithistoriker Klaus Schönhoven, ausgewiesener Kenner der SPD- und der Gewerkschaftsgeschichte, hat sich ein spannendes Thema vorgenommen. Drei Jahre stehen im Mittelpunkt seiner Darstellung: „Wendejahre“. Und dabei geht es nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, um die sozialliberale Ära, sondern um die Zeit der Großen Koalition. Uneingeschränkt kann man dem Autor folgen, wenn er – sich dabei deutlich distanzierend – auf die Tendenz in der Zeitgeschichtsschreibung hinweist, die Geschichte der westdeutschen Bundesrepublik aufs Altenteil zu schieben und ihr durch die Kennzeichnung „Ancien regime“ einen quasi vorzeitlichen Charakter zu verpassen. Ebenso fremd ist ihm die Neigung, die sozialliberale Koalition als das „goldene Zeitalter“ der Modernisierung und Demokratisierung zu postulieren. Aus einer solchen Perspektive ergibt sich sein Interesse an jenen drei „Schlüsseljahren“ der Großen Koalition.

Diese war zwar von Anfang an zwecks der Bewältigung von lähmenden Krisen als ein Bündnis auf Zeit angelegt, aber ihre Protagonisten verstanden sie, wie Schönhoven plausibel verdeutlicht, auch als „ein Modernisierungsbündnis, das in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat notwendig erachtete Reformen beraten und beschließen sollte“. Man wollte die noch ungefestigte Bundesrepublik während einer Phase der ökonomischen Turbulenzen und der gesellschaftlichen Ambivalenzen „in der Balance“ halten. Diese vom Autor vorab gegebenen Einschätzungen, die dann im Folgenden akribisch quellennah überprüft werden, lassen die Große Koalition als ein unverzichtbares gestaltungskräftiges Zwischenstück mit beträchtlichen Vorreiterqualitäten erkennbar werden. Das ist bereits an sich eine zentrale Leistung.

Aber Schönhoven will mehr. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung soll die Sozialdemokratie stehen, „die sich in den sechziger Jahren einem immensen Modernisierungsdruck konfrontiert sah“. Es geht dabei jedoch nicht, wie man oberflächlich betrachtet vermuten könnte, um ‚die‘ Sozialdemokratie, sondern im Wesentlichen um die Interaktionen des Führungspersonals auf der zentralen Ebene von Bund und Ländern: Vorsitzende, Präsidium, Parteivorstand, Bundestagsfraktion, wo nötig, z.B. Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg, das Entsprechende auf Länderebene. Bei der Analyse und Darstellung dieser Interaktionen bietet der Autor Zeitgeschichtsschreibung auf sehr hohem Niveau und legt damit eine von niemandem bisher erreichte Forschungsleistung vor.

Da werden Willy Brandts Leistungen und Begrenzungen fassbarer als in ausschließlich auf ihn konzentrierten Darstellungen. Da wird der Ursprung der ‚Troika‘, ihre Dissonanzen bereits im Frühstadium, die fallweise immer wiederkehrende Isolierung Brandts durch Herbert Wehner und Helmut Schmidt überaus deutlich; der Begriff ‚Troika‘ erweist sich als nur begrenzt, wenn überhaupt brauchbar. Man erfährt viel über das Zusammenwirken und das Zusammenspiel zwischen Karl Schiller und Franz Josef Strauß, Wehner und Kurt Georg

Kiesinger (fast emotional durchwirkt), Wehner und Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg (ein fast unglaublich hoher Grad der Übereinstimmung), Schmidt und Rainer Barzel, Wehner und Alfred Nau (nicht überraschend), Schmidt und Wehner (überrascht in der Menge doch). Und wen hatte Brandt als Partner auf gleicher Ebene an seiner Seite nach Erlers Tod 1967? Ein wenig Gustav Heinemann, manchmal auch Schmidt, aber das war es dann beinahe auch schon. Anregend beschrieben ist auch die distanzierte Kühle, wenn nicht gar Kälte auf der Basis sachlicher Gegensätze zwischen Kiesinger und Brandt; es gab eben doch keine Versöhnung zweier deutscher entgegengesetzter Vergangenheiten, die sich im Lebensweg der beiden Politiker abbildeten.

Die Fokussierung der Untersuchung auf den Zusammenhang von Partei- und Regierungsarbeit lässt ein wenig, die Sozialdemokratie in ihren Konturen verschwimmen bzw. nur grobflächig in Erscheinung treten. Um nicht missverstanden zu werden: Die Partei kommt selbstverständlich unentwegt ins Visier; im Text, in den Anmerkungen, und der VII. Teil des Buches ist unter dem Titel „Die Sozialdemokratie auf dem Weg zur linken Volkspartei“ ihr gewidmet, allerdings nur auf knapp 100 von insgesamt 700 Seiten. Untergebracht sind hier: Mitgliederpartei, Frauen in einer Männerpartei, Jusos, Partei und Gewerkschaften. Dennoch wünschte man sich ein stärkeres Eingehen auf regionale Besonderheiten und lokale Bedingungen, selbst wenn diese nicht sichtbar auf die zentrale Ebene durchschlugen. Sie gehörten zum mitgliedernahen Bild der Partei, denkt man nur an die Welten, die zwischen Bonn und Bayern bzw. München in diesen Jahren bestanden. Die penibel dargebotene Mitgliederstatistik vermag dieses Bild nicht ‚zum Anfassen nahe‘ zu vermitteln und die Kluft zwischen Führungsspitze und Parteimitgliedschaft hinreichend zu beschreiben.

Die methodische Konzentrierung auf Akten- und Literaturlage führt gelegentlich zu m.E. nicht ganz stimmigen Beurteilungen. Ein Beispiel: Martha Schanzenbach, Jahrgang 1907, war beileibe nicht verschlossen gegenüber Modernisierungsanforderungen und auch keineswegs unfähig zu deren politischer Umsetzung. Sie war es folgerichtig dann auch, die die jungen Frauen der Jahrgänge um 1925 erfolgreich ‚anlernte‘ und zum Jagen geschickt hat. Überhaupt macht die häufige Inanspruchnahme des Begriffs „Modernisierung“ (und komplementär dazu „Traditionsverlust“) den Begriff nicht schärfer, sondern stuft ihn ungewollt zu einer Allerweltskennzeichnung herab. Wenn die Herstellung einer Kongruenz zwischen gesellschaftlicher Realität einerseits und sozialer Struktur sowie politischer Befindlichkeit der Partei andererseits gemeint ist, dann begann manches früher, und manches endete später.

Der VIII. und letzte Teil der Studie ist der „Wahlkampagne für ein modernes Deutschland“ gewidmet. Neben durch vorliegende Forschungen (auch von Schönhoven selbst) bereits mehr oder weniger Bekanntem kann man in diesem Teil ein Kabinettstückchen genießen, das „Programmatische Perspektiven für die 70er Jahre“ heißt. Die Perspektiven sollten ein praktisch orientiertes Gesamtkonzept für die Regierungsarbeit nach 1969 darstellen. Die äußerst zähe monatelange Interaktion der ‚Granden‘ über einen von Horst Ehmke vorgelegten Text, der alsbald als ‚vergessenes Papier‘ apostrophiert werden sollte, zeigt auf frappante Weise die selbst in der Führung noch bestehende ideologische Verknäulung. Waldemar von Knoeringen, einer der frühen und überaus eigenwilligen Reformer aus der alten Garde, der

1966 seine „Mobilisierung der Demokratie“ mit wenig Erfolg in die Partei einzuspeisen versucht hatte, vermisste an den Perspektiven den Bezug auf den „freiheitlichen Sozialismus“, und Willy Brandt fand spätestens auf dem Parteitag im Mai 1970 in Saarbrücken, dass die SPD dringend „ein gesellschaftliches Gesamtkonzept“ benötige.

Wer die 700 Seiten genau liest, der findet einiges, was aufzulisten angesichts dieses großen Wurfs als beckmesserisch erscheinen mus. Aber verschweigen lässt es sich auch nicht, dass ein paar Phantome durch das Buch geistern. Da ist z.B. ein Werner Müller; das kann nicht der frühere Wirtschaftsminister und heutige RAG-Vorstandsvorsitzende sein. Dieser Müller heißt nicht Werner, sondern Albrecht! Wer Almer oder Alma Reitzner aus München war, wird auch nicht aufgedeckt. Das und die Frage, weshalb Günther Müller, einst Jusovorsitzender, dann in der CSU landete, wäre einer Erwähnung Wert gewesen. Die Literaturangaben fallen zu den einzelnen Untersuchungsfeldern recht unterschiedlich aus. Manche weiterführenden Untersuchungen bleiben ungenannt oder versteckt in Sammelwerken; manche werden zwar in den Anmerkungen, nicht aber dann auch im Literaturverzeichnis genannt. Die Bearbeiter der Berliner Willy-Brandt-Ausgabe hätten sicher auch an einigen Stellen namentliche Erwähnung verdient. Zu wenig erlaubt sich der Autor Hinweise auf Forschungs- und Interpretationskontroversen. Sie hätten als Kompass für die Einordnungsversuche, wie sie Leser anstellen, durchaus einigen Wert gehabt.

Als Fazit stellt Schönhoven heraus, dass sich die Bundesrepublik bereits seit den späten sechziger Jahren in einem Umbruch befunden habe, womit erstens der Regierungswechsel im Oktober 1969 seinen großen politischen Symbolcharakter verliere und zum zweiten die Große Koalition keineswegs als überflüssiges Intermezzo erscheine, sondern „ihr Eigengewicht in einer Epoche des Wandels“ erhalte. Der Autor beweist dies an den zentralen Themenfeldern der Innen- und Außenpolitik. Übersehen darf man dabei aber auch nicht, dass sich die Alternative zu dem, was die Adenauer-Zeit in ihrem Kern ausmachte, bereits in den fünfziger Jahren herauszubilden begann. Erst recht nicht außer Acht lassen darf man, dass jene Kontinuitätsbrüche, die die sprichwörtliche deutsche Untertanenkultur in einen Auflösungsprozess versetzten, massiv erst in den siebziger Jahren ausgelöst wurden.

Schönhoven hat seinem Buch den Haupttitel „Wendejahre“ gegeben. Man kann Zweifel haben, ob diese Kennzeichnung glücklich gewählt ist, nicht nur wegen der Assoziationen zur späteren Wendezeit nach 1989. Es blieb doch in jenen drei Jahren zuviel nicht gewendet, aber Weichenstellungen fanden zweifellos statt, und die Verhältnisse begannen sich in der Tat zu verändern. Dies erkennbar gemacht zu haben, ist die bedeutende Leistung des Mannheimer Zeitgeschichtlers, an der nun niemand wird vorbeikommen können. In seinem Schlusssatz auf S. 702 beruft sich Schönhoven nicht von ungefähr, so darf man vermuten, auf seinen Generationsgenossen, den Rockmusiker Bob Dylan. Der aber ließ kürzlich wissen, er habe sich nie als Sprecher seiner Generation verstanden. Schade, aber das Lied trifft eben doch genau das, was der Autor, der im allgemeinen Emotionen eher dämpft, ausdrücken möchte: „The times they are a-changing“.

Helga Grebing